

BEMERKUNGEN ZU EINEM BEMERKENSWERTEN
BÜCHLEIN:
NAŠE ŽIVÁ I MRTVÁ MINULOST*

Von Friedrich Prinz

Dieses schmale Bändchen — 1968 von überzeugten sozialistischen Historikern geschrieben und veröffentlicht — besitzt bereits dokumentarischen Charakter und darf eine der interessantesten tschechischen Publikationen zur Geschichte genannt werden, die in der letzten Zeit erschienen sind. Inmitten abgeforderter Widerrufes und erzwungenem Schweigen nimmt es im Rückblick auf 1968 einen besonderen Rang ein, weil es nicht mehr und nicht weniger enthält als eine neue, in die gesamteuropäische Entwicklung eingebettete Konzeption der Geschichte der böhmischen Länder. Dies bedeutet zugleich eine teilweise Abrechnung mit lieb gewordenen nationalen und ideologisch denaturierten Geschichtsklischees, die oft recht alt und äußerst zählebig waren und sind.

Daß die neuen Aspekte nicht nur für die böhmische Geschichte von Nutzen sind, geht schon aus dem einleitenden Essay von *František Graus* hervor, der den Titel des gesamten Bandes trägt. Graus fragt nach den Gründen der Krise der zeitgenössischen Historiographie (S. 12), nennt dabei den Verlust der Allgemeinbildung und das historische Spezialistentum und dringt dann zu den tiefer liegenden Ursachen vor: mit Recht stößt er dabei auf zwei brüchig gewordene Grundpfeiler der klassischen Historiographie, nämlich den evolutionären Begriff des Fortschritts, verbunden mit dem übersteigerten Wertbegriff der Nation, wie sie beide das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat (S. 14 ff.). An zwei neuralgischen Punkten der böhmischen Geschichte und Historiographie exemplifiziert er die Verzerrungen des Geschichtsbildes, die durch eine einseitige Fortschrittskonzeption, verbunden mit der nationalen Idee, hervorgerufen werden: an der tschechischen, rein negativen Konzeption des Barockzeitalters und am Hussitismus. Ersteres gilt den Tschechen als Tiefpunkt, als Dunkel (temno), letzterer als Höhepunkt ihrer nationalen Entwicklung. Graus weiß durchaus um die Gründe der hohen Wertschätzung der Nation bei den Tschechen, ein Ideal, das einem Volke, das nach der Schlacht am Weißen Berge 1620 den höheren Adel und die führenden frühbürgerlichen Schichten nach Graus' Meinung verlor, besonders notwendig war. Gegenüber einer nationalen Verengung der Geschichte der böhmischen Länder will Graus dieselbe in den weiten Rahmen der Weltgeschichte stellen, wobei der Historiker aufhört, der Gralshüter einer nationalen Konzeption zu sein. Dies

* 8 esejí o českých dějinách. Hrsg. von František Graus. Nakladatelství Svoboda (Verlag Freiheit), Prag 1968, 209 S. Pappband.

bedeutet aber nichts anderes als den Abschied von einer künstlichen Isolierung der böhmischen Geschichte (S. 25), wobei Methoden und Wege dieser neuen Konzeption für ihn noch weitgehend offen sind. Fürwahr beherzigende Worte, die mutatis mutandis auch für den Zustand der deutschen Historiographie Geltung haben!

Den Aspekt der Entmythologisierung der böhmischen Geschichte greift auch der folgende Beitrag von *Dušan Třeštík*, *Věk zlatý a železný* (Das Goldene und das Eiserne Zeitalter, S. 26—43) auf. Mit Recht weist er darauf hin, daß im tschechischen Bewußtsein die alten Slawen als „gute Wilde“ idealisiert erscheinen; es ist dies ein „slavischer Mythos“, den Johann Gottfried Herder aus der Aufklärungsphilosophie in die osteuropäische Geschichtslandschaft verpflanzte und der im Selbstverständnis der Tschechen tiefe Wurzeln schlug. Palacký verband dieses Traumbild friedfertigen Urslawentums mit dem quasidialektischen Moment des Antagonismus zwischen Tschechen und Deutschen (S. 28), eine hochexplosive Kombination, wie sich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts zeigen sollte. Wenn man auch dem Verfasser kaum bei seiner Meinung beipflichten wird, daß die Tschechen im Mittelalter ihren Adel durch Ausrottung verloren, so kann man ihm umsomehr zustimmen, wenn er mit Cosmas als Repräsentanten der mittelalterlichen böhmischen „Nation“ die Herrscherfamilie und den (hohen) Klerus nennt. Von „Nationalismus“ im engeren Sinne kann jedoch für diese Epoche nicht gesprochen werden; auch sind Staat und Nation — wenn man schon diese reichlich modernistischen Begriffe auf das Mittelalter anwenden will — nur zwei Aspekte desselben sozialstrukturellen Vorganges und bedingen sich auch bei anderen Völkern wechselseitig. Auch daß Böhmen bis zum 11. Jahrhundert infolge der Mission ein „empfangendes Land“ war, ist keine Sondererscheinung, denn die deutschen Gentes empfingen die höheren Kulturformen ebenfalls aus dem Westen, nämlich aus dem spätantiken und frühmittelalterlichen Gallien, aus Irland, Schottland und England; wir haben hier einen durchgehenden europäischen Kulturprozeß größten Ausmaßes vor uns, an dem im Laufe der Geschichte alle Völker sowohl als Nehmende wie auch als Gebende partizipierten.

Zu einem zentralen Thema der böhmischen, speziell der tschechischen Geschichte, nimmt *František Šmahel*, *Vzdálená minulost husitství* (Die entfernte Vergangenheit des Hussitismus, S. 44—71) in sehr positiver Form Stellung. Auch hier geht es um die mutige Zerstörung verkrusteter historischer Mythen, denn gerade die hussitische Bewegung hat bis zur Gegenwart nicht aufgehört, im tschechischen Volke allgegenwärtig zu sein, weil sie integrierender Bestandteil der nationalen Risorgimento-Ideologie der Tschechen war und ist. Das berühmte Wort: Sage mir, was du vom Hussitismus hältst, und ich sage dir, wer du bist, — dieses Wort gilt bis zur Gegenwart. Wer also an diesem sozusagen sakrosankten Thema der tschechischen Geschichte Entmythologisierung betreibt, faßt ein heißes Eisen an; — Šmahel tut dies, nicht nur gegenüber der alten Hussitenkonzeption Palackýs, sondern auch gegenüber deren dogmatisch-marxistischer Variante, die den Hussitismus nur als Teil des Klassenkampfes auffaßte und ein Moment der Zwangsläufigkeit in diese revolutionäre Bewegung hineinprojizierte. Demgegenüber betont der Autor mit Recht, und ohne dabei die grundsätzliche

Position des historischen Materialismus aufzugeben, daß die sozialökonomische Interpretation des Hussitentums nicht genüge (S. 56). Grunderfordernisse einer pragmatischen Erforschung sind danach eine konkrete Analyse der vorhussitischen Epoche, also besonders der Zeit Karls IV., die man nicht nur als Vorspiel behandeln dürfe (S. 51 f.). Hier zeigt sich ein gewisser nüchterner Ausgleich gegenüber der ebenfalls ideologisch bedingten deutschen Forschung, die sich vornehmlich und oft zu euphorisch der Zeit Karls IV. zugewandt hatte und auf diesem leuchtenden Hintergrunde die Hussitenzeit in umso düsteren Farben gezeichnet hatte. Im Grunde ist diese unhaltbare deutsche Gegenposition erst durch die Forschungen von Ferdinand Seibt revidiert worden (Vergl. dazu F. Seibt, Die Hussitenzeit als Kulturepoche. HZ 195 (1962) 21—62). Šmahels Kritik an Seibts Deutung der Hussiten als einer „schicksalhaften politischen Gemeinschaft“ scheint jedoch insofern etwas am Tatbestand vorbeizugehen, als diese Formel ja einerseits nicht ausschließt, daß das hussitische Programm Kompromißcharakter haben mußte (gerade Seibt hat ja auch die verschiedenen Fraktionen der Gesamtbewegung herausgearbeitet), andererseits hat die weitere, nämlich militärische Geschichte der Bewegung nolens-volens eine schicksalhafte Gemeinschaft geschaffen. Auch schüttet man m. E. das Kind mit dem Bade aus, wenn im Hussitismus „alle Spuren eines programmatischen Nationalismus“ geleugnet werden (S. 55). Einen bemerkenswerten Zusammenklang tschechischer und deutscher Hussitismus-Forschung bedeutet es hingegen, wenn der Autor feststellt, daß „die hussitische Revolution nicht der entscheidende Impuls zur Tschechisierung der städtischen und ländlichen Gebiete war, denn dieser Prozeß begann schon vor 1420“. Dies hat Ernst Schwarz durch seine sorgfältige Analyse der böhmischen Stadtbücher bündig nachgewiesen (Vgl. E. Schwarz, Die Volkstumsverhältnisse in den Städten Böhmens und Mährens vor den Hussitenkriegen. BohJb 2 (1961) 27—111). Mit Recht wendet sich Šmahel übrigens gegen die im Grunde anachronistische Terminologie für die hussitischen Fraktionen, anachronistisch deshalb, weil sie nicht aus einer soziologischen Analyse abgeleitet wurde, sondern den einzelnen Parteien wurde die Nomenklatur der bürgerlichen Revolutionen des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger gewaltsam übergestülpt (S. 59). Daraus resultiert ein weiterer, vom Verfasser gerügter Mangel, nämlich die Tatsache, daß sowohl die nationale wie die soziale Interpretation des Hussitismus die entscheidende Bedeutung der religiösen Motivationen oder, wie Šmahel sich ausdrückt, die „ideologische Beschränktheit“ der Bewegung unterbewertete, ja sogar übersah (S. 58). Nur wer einigermaßen darüber informiert ist, wie erbittert und gründlich in der marxistischen Hussitismusforschung der vorausgegangenen Zeit um die Frage gerungen worden ist, ob der Hussitismus typologisch bereits eine frühbürgerliche Revolution gewesen sei und ob mit ihm — was sich als unhaltbar erwiesen hat — frühkapitalistische Schichten im Böhmen des 14./15. Jahrhunderts korrespondierten, vermag die Bedeutung so lapidarer Feststellungen zu ermessen, daß „man es zum Unterschied von den italienischen Kommunen und den kleinen Stadtstaaten im hussitischen und nachhussitischen Böhmen stets mit *mittelalterlichem* Bürgertum zu tun habe, das in der feudal-agrarischen Struktur des Landes fest verankert gewesen sei ...“ (S. 62 f.). Nach Šmahel war das gesamte geistige

Klima der Epoche par excellence mittelalterlich, ohne daß er deswegen modernere Elemente leugnen würde. Im einzelnen fordert er eine Untersuchung des vorhussitischen, böhmischen Augustinismus, der Reformschulen des 14. Jahrhunderts sowie eine genauere Analyse der Ideologie des späteren Utraquismus. Nach dem eigenen kritischen Aspekt des Verfassers wird man jedoch fragen müssen, ob man in diesem Zusammenhang gleichsam a priori von einer „Degeneration der vormalig reformierenden und revolutionären Strömungen“ sprechen kann? Das hieße m. E. die ertrag- und folgenreiche Spätphase der Entwicklung (Chelčický, aber auch letzten Endes Comenius!) unzulässig abwerten (S. 64 ff.). Zur „Entmythologisierung“ gehört schließlich auch die bemerkenswerte Feststellung Šmahels, daß Georg von Poděbrad kein „Volkskönig“ war (S. 69); schon diese in der tschechischen Historiographie lange mitgeschleppte Bezeichnung an sich ist ein anachronistisches Monstrum aus dem Arsenal der „Bürgerkönig“-Terminologie des 19. Jahrhunderts; umso weniger entspricht ihm die Realität, die kürzlich in Josef Maceks ausgezeichnete Studie (*Le mouvement conciliaire, Louis XI et Georges de Poděbrady. Historica* 15 (1967) 5—63) sehr nüchtern beleuchtet worden ist. Beherzigenswert ist endlich auch die kritische Gesamtbeurteilung des Hussitismus und seiner Folgen, nämlich die generelle Warnung an die Historiker, „kulturellen Destruktivismus“ durch „höhere Ziele“ entschuldigen zu wollen (S. 69). Diese Warnung ist umso berechtigter, als gerade der Historiker — gleich welcher ideologischen Provenienz — eine Schwäche für Apologien der verschiedensten Art hat und daher nur zu oft geneigt ist, furchtbare Dinge als „schmerzhaftes Geburtwehen einer neuen Zeit“ zu verharmlosen und auf fatale Weise nachträglich zu rechtfertigen.

Kaum weniger schwierig und problemreich ist die Epoche nach der Schlacht am Weißen Berge, von den Tschechen als „temno“ (Finsternis, Dunkel) eindeutig bewertet. *Josef Petráň, Lid a národ v pobělohorském labyrintu* (Volk und Nation im Labyrinth nach der Schlacht am Weißen Berge, S. 72—105) räumt auch für diese Geschichteperode liebgewordene Vorstellungen aus und vermeidet jeglichen Schematismus der üblichen Art. So wird etwa ein Begriff analysiert, der in der tschechischen und slowakischen Forschung der letzten Jahrzehnte eine große Rolle spielte, nämlich die sogenannte „zweite Unfreiheit“ (*druhé nevolnictví*) als angebliche Folge des Epochenjahrs 1620. Demgegenüber weist der Autor darauf hin, daß die Symptome dieser „zweiten Unfreiheit“ mit verstärkter Robot und Erbuntertänigkeit auf den feudalen Latifundien schon viel früher einsetzten und daß dieser Vorgang seine Parallelen in der gesamteuropäischen Agrar- und Sozialentwicklung hat, somit nicht monokausal aus einer „nationalen Katastrophe“ erklärt werden kann. Damit schneidet Petráň den frühneuzeitlichen Nationsbegriff und dessen historische Wandlungen an, nämlich seinen ausgesprochen ständischen Charakter, den die Historiographie des 19. Jahrhunderts in anachronistischer Weise nationaldemokratisch mißverstand. Aufschlußreich ist die Unterscheidung zwischen „lid“ und „národ“. Letzterer Begriff bezieht sich auf die damals politisch relevanten Oberschichten, auf Prälaten, Barone, Magnaten etc., also auf die Stände. Das Volk im fundamentaldemokratischen Sinne, also die Masse der Abhängigen, Leibeigenen, Erbuntertänigen, wurde hier mit „lid“ be-

zeichnet, wofür es auch im deutschen Sprachbereich Parallelen gibt. Der Widerstand gegen Habsburg und die Anfänge eines zentralisierenden Absolutismus war ständischer Landespatritismus (S. 84), nicht jedoch moderner Nationalismus, ebenso gehört ins Reich der Geschichtsmythen, daß die böhmischen Stände die Habsburgische Hausmacht durch einen eigenen tschechischen Staat ersetzen wollten. Des weiteren weist Petráň die ältere Auffassung zurück, daß die Bauernaufstände des 17. und 18. Jahrhunderts, vor allem der Aufstand von 1775, nationale Ursachen hatten. Das Volk im modernen Sinne war national indifferent, und was sich in dieser Epoche an Landespatritismus findet, war etwas ganz anderes als tschechischer Nationalismus. Ebenso war der Wiener absolutistische Zentralismus keine bewußte „Germanisierung“, wenn er auch mittelbar die Kräfte des Widerstandes und damit ein tschechisches nationales Selbstbewußtsein weckte und förderte. Petráň kommt zu dem Schluß, daß die intellektuelle Elite der nationalen Wiedergeburt die glänzende nationale Deutung der böhmischen Geschichte mit der Geschichte selbst verwechselte, ein Irrtum, der bis in die gegenwärtige Historiographie nachwirkt (S. 104). Die realistische Analyse der Ständeherrschaft und ihres absolutistischen Gegenpols als gesamteuropäischer Phänomene ermöglicht eine leidenschaftslose und kritische Einordnung der böhmischen Entwicklung in größere Zusammenhänge: Der Blick auf die soziale Wirklichkeit einer Epoche bewirkt eo ipso ihre Entmythologisierung. Es liegt auf der Hand, daß diese Einsichten aus der böhmischen Entwicklung auch für die deutsche Geschichtsschreibung von Gewinn sind, besonders für manche kulturgeschichtliche Betrachtungsweisen, denenzufolge die Barockkultur eine „Überfremdung“ einer älteren deutschen „Nationalkultur“ gewesen sein soll. Ebenso wäre es manchmal nützlich, unsere oft allzu ästhetisch-geistesgeschichtliche Barockforschung mit gesellschaftsgeschichtlichen Untersuchungen stärker zu untermauern.

Wie ertragreich vergleichende sozialgeschichtliche Analysen zu sein vermögen, zeigt der interessante Beitrag von *Miroslav Hroch*, *Vlastenci bez národa* (Patrioten ohne Nation, S. 107—135), ein gedrängtes Resümee umfangreicher Arbeiten des Verfassers, die teilweise auch in deutscher Sprache erschienen sind (Vgl. *M. Hroch*, *Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas*, Prag 1968). Hroch untersucht die sozialen, politischen und personengeschichtlichen Voraussetzungen der tschechischen nationalen Wiedergeburt (obrození) seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und verwendet dabei auch soziologische Kategorien, etwa Karl Deutschs Begriff der Kommunikation und sozialen Mobilität, als strukturelle Vorbedingungen des modernen Nationalismus. Hroch wendet sich gegen die Heroisierung des nationalen Sprachenkampfes und stellt eine bemerkenswerte Relation zum sozialen und politischen Fortschritt her:

„Zu einer Zeit, als andernorts die Blüte der Nationen um Demokratie und politische Freiheit, um Wahlreform und soziale Gerechtigkeit kämpfte, stritten sich die tschechischen Patrioten um Prosodie, um Tschechisch-Stunden auf dem Gymnasium und schwärmten vom Wohlklang und Alter der tschechischen Sprache — sie waren ‚Patrioten ohne Nation‘“ (S. 114). Hroch weist mit Recht darauf hin, daß der nationale Patritismus im Vormärz ein ausgesprochenes Oberschichtenphänomen war; dort, wo eine intakte tschechisch-sprachige Sozialstruk-

tur unreflektiert existierte, nämlich in der tschechischen bäuerlichen Gesellschaft, kam der Nationalismus nicht an. Die Bauern orientierten sich — wie das Jahr 1848 zeigen sollte — an ihrem sozialen Interesse, nicht an nationalen Parolen (S. 124 ff.). Hroch untersucht des weiteren die sozialen Gruppen, die als frühe Träger der nationalen Ideologie anzusehen sind: die Geistlichkeit, die kleinen Beamten, ein allerdings kleiner Teil der „Honoratioren“. In der nächsten Phase folgen die Studenten. Insgesamt ist trotz der traditionellen ideologischen Verherrlichung des Bauerntums eine enge Bindung der nationalen tschechischen Kreise an das städtische Milieu festzustellen (S. 129), worin sich die tschechische Wiedergeburt von ähnlichen Vorgängen etwa im Baltikum unterscheidet. Wichtig ist aber auch die Feststellung, daß der kapitalistische Unternehmer in Handel und Industrie bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts fast völlig fehlte, ein Faktum, das vor allzu simplen Gleichsetzung von Nationalismus und Industriebourgeoisie warnen sollte, wie es heute noch in Handbüchern westlicher wie östlicher Provenienz oft schlechtweg behauptet wird.

Die zeitliche und thematische Fortsetzung gibt *Jiří Kořalka*, *Národ bez státu* (Nation ohne Staat, S. 136—157). Mit der Zugehörigkeit der Tschechen zum habsburgischen Staat mußte sich bei ihnen in steigendem Maße die Überzeugung festigen, daß Staat und Nation zwei ganz verschiedene, ja gegensätzliche Dinge seien, eine Auffassung, die man bei den westeuropäischen Staatsnationen vergeblich suchen wird. Auf diese entscheidende Divergenz von staatlichem und nationalem Leben haben die Tschechen eine schöpferische Antwort gefunden. Sie bildeten ein ausgedehntes System von Selbstverwaltungsorganisationen im politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereich neben und unter der staatlichen Sphäre aus (S. 145), quasi einen embryonalen Staat, der 1918 die letzte Hülle des österreichischen Gesamtstaates abwerfen konnte. Ohne die Klassenbedingtheit der nationalen und sozialen Entwicklung in Frage stellen zu wollen, fordert Kořalka eine konkrete, objektive Analyse der einzelnen Faktoren, also Untersuchungen, wie sie Hroch bereits für den Vormärz angestellt hat. Es ist klar, daß hierbei nicht mehr das Nationale als oberster Wertmesser gelten kann, womit gleichzeitig jeder historischen „Schwarz-Weißmalerei“ (S. 150) der Boden entzogen und ebenso einer objektiven Erforschung des österreichischen Gesamtstaates der Weg geebnet wird. Es sind dies Aspekte und Forderungen, denen unter vergleichbaren Verhältnissen Peter Hanak und György Ránki in der ungarischen Historiographie zum Durchbruch verholfen haben. Sozial- und geistesgeschichtlich gleichermaßen interessant sind die Zusammenhänge, die Kořalka zwischen dem Gewicht der kleinbürgerlichen Komponente in der tschechischen Gesellschaft und dem tschechischen Selbstverständnis sieht, das bis zum Kult des durchschnittlichen kleinen tschechischen Menschen geht, wie ihn „Švejk“, „Kondelík“ und „Brouček“ literarisch verkörpern (S. 153 f.). Gegenkräfte sieht der Verfasser in der Eingliederung der Tschechen in die internationale Arbeiterbewegung und in den Bemühungen um die selbständige Beteiligung bei den Olympischen Spielen. Es wäre noch die geistige Regeneration des „kritischen Realismus“ vor der Jahrhundertwende hinzuzufügen, wie sie sich um Masaryks Zeitschrift „Atheneum“, um das kulturelle und politische Periodikum „Čas“

(Zeit), um Jan Gebauer, Jaroslav Goll und den Kritiker František X. Šalda bildete.

Den Abschluß des Bändchens bilden zwei Studien mehr zeitgeschichtlichen Charakters. *Bedřich Loewenstein*, *Český pravicový radikalismus a první světová válka* (Der tschechische Rechtsradikalismus und der Erste Weltkrieg, S. 158—184) zeichnet ein sehr nüchternes Bild dieser zum Faschismus tendierenden Kräfte und beschreibt ihre recht begrenzte Wirkung im tschechischen Milieu. Interessant ist dabei die Stellung Viktor Dyks, der als im Grunde unpolitischer Literat dennoch eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Věra Olivová, *Svoboda mezi válkami* (Freiheit zwischen den Kriegen, S. 185—209) gibt einen instruktiven Abriss der tschechischen Geschichte zwischen 1918 und 1938 und sieht insgesamt drei Grundpfeiler der Existenz des neuen Staatswesens: 1. Die innere staatliche und soziale Entwicklung, 2. Die internationalen Voraussetzungen und 3. Die Entwicklung der Nachbarn in Mittel- und Osteuropa. Einen wichtigen Wendepunkt der Innenpolitik erblickt sie im Übergang der Regierungsgewalt an den agrarisch-katholischen Block, der gleichzeitig die Zusammenarbeit mit den Sudetendeutschen in der Koalitionsregierung brachte. Hier vermißt man allerdings eine Analyse der Ursachen für das „Zurücktreten der Masaryk-Gruppe“ — wie es die Autorin nennt —; ebenso dürfte es kaum ausreichen, das Problem der Deutschen nur im Kontext des Europäischen Faschismus zu behandeln. Hier scheint es noch politisch-historische Tabus zu geben, die auch das Jahr 1968 nicht auflockern konnte, und es tritt eher die „tote“ als die „lebendige Vergangenheit“ im Blick auf die Zeitgeschichte hervor.

Insgesamt wird man jedoch das schmale Bändchen als eine der wichtigsten geistigen Äußerungen bezeichnen dürfen, die das Jahr 1968 hervorgebracht hat. Es ist eine mutige Selbstbefreiung von den Gedankenfesseln falscher Traditionen, und gerade für ein Volk, dem die Geschichte so viel bedeutet, ein glänzendes Zeugnis der intellektuellen Regeneration und Emanzipation von falschen „ehrwürdigen“ Zwängen. Für den Historiker mag dieses Buch die tröstliche Gewißheit bringen, daß auch heute noch der Blick in die Geschichte klärend und heilend für die eigene Gegenwart sein kann. Wenn das Allgemeine am Einzelfall sichtbar wird, so treten hier im Brennspiegel der Geschichte eines Landes „im Herzen Europas“ die großen Fragen der gesamteuropäischen Entwicklung mit Prägnanz und Klarheit hervor.